

# Heimwelt

## Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

### Armut.

„Mutter, Mutter, deine Hände sind rau und rot,  
Und im weissen Gesicht steh die Runen der bitteren Not.  
Deine Füße gehn plump mit dem lange verletzten Schuh —  
Bis in die Ferne folgt mir dein Schritt, bis weit in die Ruh.“

„Mutter, sieh doch — meine Hände blühn schmal und fein.  
Mutter, werden sie auch einmal wie die deinen sein?  
Und mein Antlitz, ist es nicht rosig und zart?  
Wird es mir auch einst so faltig, so müde und scharf und hart?“

„Mutter, sag mir — warst du jemals so richtig jung?  
Deine Stimme ist schrill, eine Glocke mit tiefem Sprung.  
Deine Füße sind freudlos und meine so zierlich und klein;  
Ich trag so seltsam den jungen Leib, den heiligen Schrein.“

„Mutter, schweig nicht! Dein umflorter Blick tut mir leid!  
Bist du immer so traurig gewesen? Zu aller Zeit?  
Sang denn niemals dein Herz, wenn der Maienschein grün-  
goldnen quillt?  
Starr in den Traum hinein gleitet oft mir dein herbes Bild.“

Langsam strafft sich die müheverbückte Frau:

„Ja, dein Gesicht wird vergrämt, deine Hand wird einst rot  
und rau,  
Jegendeinmal zerspringt dir die Stimme im gellenden Schrei  
der Not —

Aus des Lebens heiligem Schrein gibst du alles . . .  
Für Brot! Für Brot! Für Brot!“ Iris.

### Das Wunder.

Eine Legende von Fris Martin Kintelen.

Er stand und sah das Wunder. Nach Jahrzehnten täglicher  
Not und nächtlichen Jammers sahen seine müden Augen das  
Wunder. Seine bitteren Lippen öffneten sich zu frohem Ruf.  
Er hob die zerschürften Hände leicht in das Frühlingslicht. Da  
stürzte von der zerrissenen Kette des Krans, der über ihm fuhr, ein  
Stahlblock auf ihn herab. Als die Erscheinung vor seinen ent-  
glückten Augen sich vollendet hatte, war er tot.

Er hatte aber seine Heimat wiedergesehen, das heitere Land  
seiner Kindheit, die kleinen weissen Martenblumen auf den Mat-  
wiesen, die blauen Blumen Bergfahnenmüch bei kühlen Osterquellen,  
die Berchen im Morgenlicht, die bunten Falter an den Wildrosen-  
büschen vor dem Wald, das Flimmern der Mittagsluft auf den  
goldenen Sommerfeldern, die alten Windmühlen am Himmelsrand  
schwarz in der roten Abendsonne, die tanzenden Stühlfäser über  
dem Dorfplatz und die unzähligen Sterne über dem Kirchturm in  
traumschönen Nächten, die gelben Äpfel am herbstlichen Baum  
neben dem Hofstor, die roten Bänder der Knechte und Mägde bei  
den schweren Erntewagen, seinen Vater in der stillen Bauernstube  
am Tisch vor dem Großvaterbild, seine schweigsame Mutter am  
Spinnrad, während der Winterwind an den Fensterläden rüttelte  
und im Kamin pfiff.

Er hatte seine Heimat wiedergesehen, die ihm noch kein  
ersehnter göttiger Traum einmal wiedergebracht hatte, seit sie dem  
Jüngling nach dem frühen Tod seiner Eltern verloren gegangen war.  
Er war aber seitdem in largem Tageslohn alt geworden, krumm  
unter eisernen Lasten, fast erblindet unter grellen Lampen und  
vor den Feuerungen der Dampfkessel, stumm und fast erkaubt im  
Gelärm der Maschinen. Er hatte seit Jahrzehnten keinen blühenden  
Baum mehr gesehen und keine Lehre. Auf dem düsteren Hof des  
schwarzen Hauses, darin er in einer kalten Kammer schlief, konnte  
nicht einmal ein Grashalm gedeihen. Von dem schwarzen Haus  
zur Fabrik und zurück von der Fabrik zum schwarzen Haus ging  
er zwischen steinernen Wänden, auf gepflasterten Straßen, sah nur  
einen schmalen Himmelsstrich über sich und an den Abenden die  
falschen Lichter.

Er war so alt und krumm geworden, daß Gott seines stummen  
Gleids sich erbarmte und den Engel des Todes sandte, damit es  
den armen Mann erlöste. Der Engel des Todes breitete seine  
schweren Flügel aus als schwarze Wolken vor der Sonne, flog unter  
dem Himmel über die Erde, sah den Alten, der nun sterben sollte,  
über den Platz der Fabrik von einer brausenden Halle zur anderen  
gehen, senkte sich neben ihm nieder als ein dunkler Schatten des  
Stahlblocks, der an der knirschenden Kette des Krans schwebte.  
Den Engel des Todes jammerte des alten Menschen, der krumm  
geworden war unter eisernen Lasten, fast erblindet unter grellen  
Lampen und vor den Feuerungen der Dampfkessel, stumm und fast  
erkaubt im Gelärm der Maschinen. Der göttige Engel des Todes  
bewirkte das Wunder.

Der Tagelöhner stand wie erschreckt, sah inmitten der Stein-  
haufen, Holzstapel, Eisenberge einen verkrüppelten Baum, dessen  
einzigster Ast in das Frühlingslicht neue Knospen trieb. Auf dem  
schwankenden äußersten Zweig saß ein Vogel und sang, daß der  
Lärm der Fabrik verstummte. Um den verkrüppelten Baum breitete  
sich weithin vor den entzückten Augen des alten Mannes die Heimat  
aus. Seine verbitterten Lippen öffneten sich zu frohem Ruf. Er  
hob die zerschürften Hände leicht in das Frühlingslicht. Er sah  
wieder den Pflug auf schwarzem Acker, blühende Wiese, sommer-  
grünen Wald, Schnitter im Weizenfeld, die alten Wände seines  
väterlichen Hauses. Er hörte die Stimmen der Vögel, das  
Rauschen der Quellen, die Lieder der Mädchen am Sommerabend,  
den Herbststurm, den Klang der Glocken am Sonntagmorgen. Die  
Jahrzehnte seiner täglichen Not und seines nächtlichen Jammers  
waren vergessen. Aber ein lachendes Mädchen erwartete ihn bei  
den Wildrosenbüschen vor dem Wald. Er sah einen Strauß blau-  
samterer Veilchen an rotem Weiden. Er sah einen weissen Falter  
auf wehendes braunes Haar fliegen. Der Kukuk rief. Hoch  
stand die goldene Sonne im funkelnden Blau.

Der Engel des Todes lächelte mild, winkte, da stürzte von der  
zerrissenen Kette des Krans der Stahlblock herab. Als das Wunder  
vor den seligen Augen des alten Tagelöhners sich vollendet hatte,  
war er tot.

### Die abgehakte Hand.

Eine Erinnerung von Franz Klühs.

Durch den Weltkrieg sind die Menschenleben billig geworden.  
In einer Zeit, die Millionen von ihnen auf den Schlachtfeldern  
forderte und noch nachher aber Hunderte in inneren Kämpfen opferte,  
hat man sich an Ungeheures gewöhnt. Es gibt Leute, die ohne  
irgendwelche Erregung die blutigsten Meldungen von Straß-  
kämpfen mit all ihren Schrecken entgegennehmen, sie etwa mit der  
gleichen Kaltblütigkeit lesen wie in der Kinderzeit Indianergeschichten  
oder wie später Erzählungen über Bandenkämpfe in Mazedonien.

Nicht immer war es so. Straßenkämpfe gehörten gerade in  
Deutschland zu den Seltenheiten. Die straffe Disziplin der sozia-  
listisch geschulten und gewerkschaftlich organisierten Arbeiter ließ keinen  
Raum für sie. Wohl gab es nicht nur zu Bismarcks Zeiten Kraft-  
meier, deren Ziel es war, die erstarrende Arbeiterbewegung in einem  
Meer von Blut zu ertränken. Aber alle derartigen Absichten zer-  
schellten an dem passiven Widerstand der Arbeiter, die im gegebenen  
Augenblick die Parole befolgten: „Laßt euch nicht provozieren!“ Und  
nur selten kam es zu Zusammenstößen, bei denen selbstverständlich  
die Polizei stets „Sieger“ blieb, weil eine aktive Gegenwehr nicht  
erfolgte.

Aber eines Tages — es war im Frühjahr 1906 — halfte die  
Welt wider von der Kunde, daß ein Polizeisäbel eine Ar-  
beiterhand heruntergehauen hatte. Eine Arbeiterhand!  
Das war damals eine so ungeheuerliche Nachricht, daß monatelang  
davon geschrieben, gelesen und gesprochen wurde. Die Arbeiterhand,  
die plötzlich von ihrem Arm getrennt war, bildete gleichsam ein  
Symbol, das mahnend und Vergeltung heischend sich blutend in die  
Lüste reckte.

In Breslau war es, der schlesischen Hauptstadt. Die Arbeiter  
der Waggonfabrik von Linke u. Hoffmann standen im Streik. Schon  
damals waren die Aktien der Firma gesucht, wenn sie auch noch nicht

den gleichen Marktwert besaßen, wie etwa heute im Trubel der Marktsucht. Die Unternehmer waren unerbittlich, wenn es sich um Wünsche der Arbeiter handelte. Keine Schlichtungsausschüsse griffen regelnd ein. Wohl aber stand die Staatsgewalt immer und zu jeder Zeit auf der Seite des Unternehmertums; auch als die Arbeiter jener Fabrik um eine Verbesserung ihrer Lohn- und Arbeitsbedingungen im Streik standen. Die Fabrik lag in der Nähe des Striegauer Platzes. Und als sich eines Abends — am 19. April 1906 — dort große Mengen von Streikenden und anderen Arbeitern ansammelten, um die „Arbeitswilligen“ beim Verlassen der Fabrik zu beobachten, da rückte ein ganzes Aufgebot von Polizei zu Fuß und zu Ross an. Denn die Arbeitswilligen waren nicht Streikbrecher im verächtlichen Sinne, sondern nach Vosadowskys Äußerung „für den Staat besonders wertvolle Elemente, die keines besonderen Schutzes bedürftig“ sein sollten. Es liegt nahe, daß das Aufgebot der Polizei in solchen Stunden alles andere als freundliche Gefühle auslöste. Aber von aktiver Wehr war keine Rede. Nur daß man die blaue Polizei, die zum Ueberflus auch die kurz vorher vertriehenen Wahrscheinlicherer umgeschmalt hatte, mit Hallo und nicht gerade freundlichen Zurufen begrüßte.

Blötzlich wurde das Kommando gegeben, die Ansammlung zu „zerstreuen“. Und in wilder Hast drängte man die Menschenmassen in die benachbarten Straßen. Besonders aufgeregte Schutzleute folgten den Fliehenden auch noch in die Häuser nach. Und so wurde in einem Arbeiterhause der etwa 20jährige Bierfüller Biewald überrascht, der mit dem Streik nicht die geringste Verbindung hatte, vielmehr von seiner Arbeitsstätte kam und die Treppe zu seiner Wohnung hinaufsteigen wollte. Einer der rasenden Polizeibeamten, der in das Haus gestürzt kam, schlang seinen Säbel, schlug zu und traf das Handgelenk Biewalds, der beim Hinaufsteigen die rechte Hand am Treppengeländer hatte. Die Hand war glatt heruntergefaßt, wie es kein Amputeur formgerechter hätte vollbringen können. Die Arbeiterhand lag am Boden, der Polizeisäbel triumphierte! Das war das äußere Kennzeichen eines politischen Systems, das in Entrechtung der Arbeiterklasse und in Willkür des Polizeiregiments sich erschöpfte.

Polizei, Staatsanwalt und Gerichte wetterten in der Arbeit, um dem Staate Wilhelms Sicherheit vor dem aufstrebenden proletarischen Riesenzu verschaffen. Es war damals die Zeit der ersten Demonstrationen für das gleiche Wahlrecht in Preußen. Paul Löbe, der jetzige Reichspräsident, war bereits auf ein Jahr hinter die schwedischen Gardinen verbannt, weil er in einem Aufruf zu Wahlrechtsänderungen „verschiedene Klassen der Bevölkerung zu Gewalttätigkeiten gegeneinander angereizt“ haben sollte. In den Tagen, da das Blut wehrloser Breslauer Arbeiter das Straßenpflaster rötete und die abgehakte Arbeiterhand zum Schwurzeugen gegen das System der Dreiklassenherrlichkeit werden sollte, war mir die schwierige Aufgabe beschieden, unter den Späheraugen karrierebesessener Staatsanwälte und Richter die politische Redaktion unseres Breslauer Parteiblattes zu führen. Es ist selbstverständlich, daß die blutigen Geschehnisse nicht verschwiegen wurden, sondern in den Spalten der „Volkswacht“ entsprechende Beleuchtung erfuhren. Immer in dem Bewußtsein, daß in nächster Stunde ein Haftbefehl auch uns den Mund schließen würde.

Der Breslauer Polizeipräsident, ein Studienfreund Wilhelms, hatte den beteiligten Polizisten öffentlich Dank und Anerkennung für ihre Taten vom 19. April ausgesprochen und den Handabhaber nicht etwa davon ausgenommen! Am Nachmittag des 30. April kam die vom 1. Mai datierte Nummer der „Volkswacht“ heraus und schon um 6 Uhr abends holte mich ein Polizeikommissar mittels Drohschreie ins Polizeigefängnis. Ein Maigedicht von Frh Schwennert, das schon zwei Jahre vorher anstandslos veröffentlicht war, sollte jetzt Aufreizung zu Gewalttätigkeiten enthalten. Und so konnte ich am Maientag in Untersuchungshaft darüber grübeln, durch welche Handlungen der wilhelminische Staat am meisten erschüttert wurde: durch einen Aufruf, ein Gedicht oder durch den geschliffenen Säbel, der Arbeiterhände auf die Straße wirft.

Am 1. Mai wurde auch noch der dritte Redakteur unseres Blattes wegen einer Mairade in Haft genommen. Der Verleger fuhr nach Berlin, um einige Redakteure „auszuborgen“. Wilhelm Schröder, der ein Jahr zuvor aus dem „Vorwärts“ ausgeschieden, sprang hilfsbereit ein und Otto Kühle, von dem man nicht weiß, bei welcher Partei er heute sich befindet, assistierte ihm. Die „Gerechtigkeit“ nahm inzwischen ihren Lauf: Der Handabhaber ist bis auf den heutigen Tag, im Verlauf von bald zwei Jahrzehnten, noch nicht ermittelt worden. Er hat sich freiwillig auch nicht gemeldet. Gegen den Redakteur der „Volkswacht“ aber beantragte der Staatsanwalt, um die Parität mit Löbe zu halten, die Kleinigkeit von einem Jahr Gefängnis wegen des Maigedichts! Und wenn das Gericht ausnahmsweise auch milder war, so blieben doch noch drei Monate übrig, die ich als Andenken an die blutigen Apriltage abzubrummen hatte.

Bei den Handhaften des Staatsanwalts fand sich aber eine Zusage des Polizeipräsidenten, die heute merkwürdig bekannt anmutet und die deshalb zu Ruh und Frommen für die Mitwelt hier wiedergegeben sei:

„Es tritt immer klarer zutage, daß die eigentlichen Urheber der gegenwärtigen Arbeiterunruhen, die die Grundlage des Staates und der öffentlichen Ordnung in bedenklicher Weise zu erschüttern beginnen, die sozialdemokratischen Agitatoren sind, denen es ausschließlich um ihre parteipolitischen Interessen zu tun ist.

Hier in Breslau treiben, wie die Fälle Löbe und Kühle beweisen, diese systematische Verhegung der Massen in erster Linie die sozialdemokratischen Redakteure der „Volkswacht“, deren erlogene Berichte über die Vorfälle des 19. April und aufreizende Artikel alles bisher auf diesem Gebiete Beobachtete in den Schatten stellen...

Wenn gegen derartige Agitatoren nicht mit der vollen Strenge des Strafgesetzes eingeschritten wird, dürften sich alsbald, speziell hier in Breslau, Zustände etablieren, deren die Polizeibehörde kaum noch Herr werden könnte.“

Als dieser „Bericht“ in die Hände des Staatsanwalts kam, sah Löbe bereits mehrere Monate im Zellengefängnis zu Wohlau und ich selbst schon etwa 18 Stunden in Haft. Die Drohung mit den entsetzlichen Zuständen, deren die Polizeibehörde nicht mehr Herr werden konnte — der „drohende Bolschewismus“ war als Entschuldigung für alle reaktionären Streiche noch nicht erfunden —, hatte natürlich nur den Zweck, Staatsanwalt und Richter scharfzumachen. Dazu bedurfte es aber keiner besonderen Anstrengung. Denn zu jener Zeit gehörte es sozusagen zum guten Ton, gegen Sozialdemokraten so ruppig wie möglich zu sein, ohne doch auch nur im geringsten sich um ihre Ziele und um die Ursachen ihrer Bewegung zu kümmern.

Der Polizeisäbel und die abgehakte Hand des Arbeiters blieben die Wahrzeichen eines Systems, das sich im Weltkrieg schließlich selbst übertraf. Heute sind wir wieder an blutige Kämpfe und an unerhörte Menschenopfer berartig gewöhnt, daß eine Arbeiterhand kaum noch das Gefühl der Empörung auslösen kann, wie es damals der Fall war. Aber wir sehen heute schon wieder die Kräfte am Werk, die „Arbeiterunruhen“ provozieren, um dann sie und die ganze Republik, die den Arbeitern politische Gleichberechtigung und wirtschaftliches Mitbestimmungsrecht gebracht, mit einem Schlag erledigen zu können. Möge deshalb die blutige Arbeiterhand von damals auch heute noch den Weg weisen: Nicht durch nutzlose Straßenkämpfe, wohl aber durch beharrlichen organisatorischen Aufbau und durch praktisches Mittun in allen Einflusssphären kann die Arbeiterklasse ihre Position behaupten und neue Positionen gewinnen!

## Berühmte Uhren.

Die moderne Uhr, der Zeitmesser, der zu unseren selbstverständlichsten Kulturerrungenschaften gehört, der in keinem Raum fehlt, und den überdies jedermann in der Tasche oder am Handgelenk trägt, ist eine Errungenschaft der Neuzeit. Aber nicht nur das Mittelalter, schon das ferne Altertum kannte Vorrichtungen, die dazu dienten, den jeweiligen Stand der Sonne anzugeben. Denn während sich unser Zeitbegriff im praktischen Leben so gut wie völlig von der Sonne emancipiert hat, so sehr, daß wir, mit der Einrichtung der „Sommerzeit“, bewußt unsere Tageseinteilung in einen Gegensatz zu der natürlichen, durch die Erdbewegung bedingten Zeiteinteilung bringen, richtete man sich in primitiveren Epochen nur nach dem Stande des Tagesgestirns. So waren begreiflicherweise die ältesten Uhren Sonnenuhren, deren Spuren man im Orient vielfach noch an feineren Ueberbleibseln einer fernen Vergangenheit nachweisen kann. Aber es steht fest, daß schon vor zweieinhalb Jahrtausenden auch mechanische Uhren existiert haben. Um das Jahr 600 v. Chr. wurden nämlich von den Ägyptern Wasseruhren benutzt; sie bestanden aus zwei kegelförmigen Gefäßen, deren enge durchlöchernte Teile aufeinanderstießen, und von denen eins mit Wasser gefüllt war. Das waren also Apparate nach dem Prinzip unserer Eieruhren mit Sandfüllung. Mit der Zeit wurden diese Uhren kompliziertere Kunstwerke, manche zeigten nicht nur die Stunden, sondern auch die Mondviertel, die Zeichen des Tierkreises und andere wunderbare Dinge an. Karl der Große soll eine solche Uhr von Harun al Raschid zum Geschenk erhalten haben. Diese Wasseruhren wurden bis zum 17. Jahrhundert allgemein benutzt. Erst mit der Erfindung der mechanischen Uhren jedoch wurde die Zeitmessung eine genauere, und die Stunden wurden in 60 Minuten, Tag und Nacht in je zwölf Stunden geteilt.

Den eigentlichen Erfinder der mechanischen Uhr kennt man nicht. Man nimmt an, daß die Sarazenen ihre Erfinder sind; denn Sultan Saladin machte Kaiser Friedrich II. eine Räderuhr zum Geschenk. Durch die Kreuzfahrer soll die mechanische Uhr nach Europa gekommen sein. Aber das sind alles nur Vermutungen. Jedenfalls muß die mechanische Uhr um das Jahr 1000 bereits bekannt gewesen sein; benutzte man doch im 11. Jahrhundert in verschiedenen Klöstern Uhren mit Gewichten und Räderwerk. Später folgte eine Verbesserung der anderen. In Italien erfand man das Stunden Schlagwerk; 1280 wurde in der Londoner Paulskirche die erste Uhr mit Räderwerk angebracht.

Die nächste Etappe in der Entwicklung der Uhren waren die Glockenspiele, eine niederländische Erfindung. Sie bilden seit 500 Jahren den Stolz und die Freude vieler Generationen in Belgien und Holland, da sie zu jeder Stunde, vielfach auch zu den Halben und Viertelstunden, Choräle und Volkswesen spielen. Auch in Deutschland gibt es solche Glockenspiele, z. B. in Berlin auf dem Turm der Parochialkirche und in Potsdam auf der Garnisonkirche. Die sogenannten „holländischen Uhren“ mit hölzernem Gehäuse wurden erst vor 200 Jahren erfunden. Jetzt werden viele von diesen „holländischen“ Uhren im Schwabacherfabrikt; auch Amerika stellt sie sehr billig her.

Unter den vielen seltsamen, durch Größe oder Kompliziertheit des Mechanismus hervorragenden Uhren ist die berühmteste die 20 Fuß hohe astronomische Uhr im Straßburger Münster. Ueber ihren Ursprung und ihr Alter sind zahllose falsche Versionen im Umlauf; vor allem sind alle Annahmen, die dahingehen, die Uhr stamme vom Ende des Mittelalters, irrig, denn die Mechanik befand sich damals noch nicht auf der Höhe dieses außerordentlich sinnreichen Uhrwerks. Allerdings ist eine mechanische Uhr im Münster zu Straßburg schon um 1350 vorhanden gewesen, und diese ist später wiederholt erneuert worden. Aber von diesem alten Werk ist nichts mehr erhalten. In ihrer jetzigen Gestalt, die eine völlige Neuschöpfung auf Grund der fortgeschrittenen Mechanik des 19. Jahrhunderts ist, besteht sie erst seit rund 80 Jahren. Sie wurde von 1839 bis 1842 durch den Straßburger Uhrmacher Schwilgué geschaffen, dessen Nachkommen noch heute in Straßburg eine Turmuhrfabrik betreiben. Schon die astronomische Einrichtung des Werkes zeigt, daß es ein Produkt der Neuzeit ist. Es hat ein vollständiges Planetarium, in dem nur der — erst 1847 entdeckte — Neptun fehlt. Wegen der mit dem Uhrwerk verbundenen mechanischen Kunststücke bildet diese Uhr eine Sehenswürdigkeit, die sich die Fremden nicht entgehen lassen. Am 12 Uhr mittags erscheinen die Figuren der 12 Apostel, die sich vor dem Herrn verneigen; nachher kräht dreimal ein Hahn und schlägt dabei mit den Flügeln. Viel interessanter sind freilich die Bewegungen der Himmelskörper, um die sich die Fremden natürlich wenig kümmern. Das Werk geht mit größter Präzision und ist für Jahrhunderte berechnet. Als man es im Jahre 1893 auf mittel-europäische Zeit umstellen wollte, ergab es sich, daß das nicht möglich war.

Im Jahre 1896 verfertigte ein gewisser Burdeau eine Uhr, die Ludwig XIV. auf dem Thron sitzend darstellte, umringt von fremden Fürstlichkeiten, die ihm ihre Huldigung darbringen. In einer bösen Stunde ließ sich der Erfinder verleiten, sein Kunstwerk öffentlich auszustellen. Gerade als sich die Figur Wilhelms III. vor Ludwig verneigte, haperte etwas im Mechanismus, und der Sonnenkönig fiel von seinem Thron vor die Füße des Herrschers von England. Das Ereignis verbreitete sich wie ein Lauffeuer und kam auch Ludwig XIV. zu Ohren, der den unglücklichen Uhrmacher verhaften und in die Bastille sperren ließ. Die Stadt Bern besitzt in der „Entslog“ eine Uhr mit einem Turm, aus dem mit dem Mittagstundenschlag eine kleine, in Uniformen aus längst vergangener Zeit gekleidete Kompanie Holzbären herausmarchiert, mit dem Kopfe nickt und wieder verschwindet. Derselbe Mechanismus setzt auch einen indischen Zauberkünstler, einen Hanswurst, einen Hahn und noch einige andere Dinge in Bewegung.

Tragbare oder Taschenuhren kannte man bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts nicht. Peter Henle oder Hemlein aus Nürnberg war, wie man weiß, ihr Erfinder. Diese ersten Taschenuhren waren eisernig, und erst später wurden die stähleren Modelle üblich. Die allerjüngste Zeit hat die scheibensförmige Taschenuhr noch mehr verfeinert, und diese modernen, ganz flachen Uhren bilden abermals einen Fortschritt der stillen, beschauflichen Uhrmacherkunst, deren letztes Rodeerzeugnis im 20. Jahrhundert die winzige *Armband-uhr* war, die sich in etwas größerer Ausführung namentlich durch den Krieg sehr eingebürgert hat.

## Psychoanalyse.

Von Dr. med. Robert May.

Die Psychoanalyse wurde von dem Wiener Nervenarzt Prof. Sigmund Freud zur Behandlung gewisser seelischer Leiden geschaffen. Er hatte bei hysterischen die Beobachtung gemacht, daß deren Krankheitserscheinungen verschwanden, wenn ihnen ein Erlebnis aus früheren Zeiten, das sie mit Schreck, Ekel oder Abscheu erfüllt hatte, wieder ins Gedächtnis zurückgerufen wurde und sie daselbe nochmals erlebten, es ihnen also vollkommen bewußt wurde. Man nennt das einen eingeklemmten Affekt oder Komplex lösen. Um zu verstehen, wie und wann diese Komplexe entstehen, müssen wir uns etwas mit der Auffassung der Seele im Freudschen Sinn befassen. Alle seelischen Erscheinungen werden durch zwei Grundtriebe im Menschen hervorgebracht: den Selbsterhaltungstrieb und den Sexualtrieb. Diese Triebe zerfallen wieder in einzelne Komponenten (Teiltriebe), die alle selbständig in Erscheinung treten können. Freud stellt dies mechanistisch-materialistisch so dar, als ob das Unbewußte, in dem diese Triebe wirken, ein großer Raum wäre, der in Verbindung steht zu einem anderen kleineren Raum, dem Vorbewußten. Hier befindet sich nach seiner bildlichen Darstellung unser Bewußtsein. Am Durchgang vom Unbewußten ins Vorbewußte ist die Zensur. Diese verhindert den Uebertritt der „bösen“, d. h. asexuellen Triebe ins Vorbewußte. Sind die Triebe einmal hierher gelangt, so müssen sie vom Bewußtsein „erblickt“ werden, um uns bewußt zu werden. Seit ewigen Zeiten kämpfen im Menschen die Selbsterhaltungstrieb und die Sexualtriebe. Beide sind auf Lustgewinn gerichtet, beide wollen die Anlust vermeiden. Die Selbsterhaltungs- oder Ichtriebe fallen in ihrer Zielstrebigkeit mit den allgemeinen Tendenzen der Umwelt mehr zusammen als die Sexualtriebe; sie sind deshalb wegen ihrer sozialen Eigenschaft weniger der Verdrängung unterworfen als die Sexualtriebe, die in ihrer Zielrichtung mit den gütlichen Anschauungen von Moral und Sitte häufig in Widerspruch geraten. Dieser Gefahr begegnet nun nach unserem Bild die Zensur, indem sie verhindert, daß diese Triebregungen aus den Tiefen des Unbewußten in das Vorbewußte oder Bewußte eindringen. Man nennt dies Verdrängung. Einige praktische Beispiele werden uns ihre Wirken verständlich machen. Ein junger Mann nähert sich auf Straße aus einem leicht erklärlchen Zweck einem jungen Mäd-

chen und fragt es, ob er es „begleitend“ dürfe. Hier zeigt uns die Verdrängung einen neuen Begriff der Freudschen Mechanismen, den der Verdrängung. Der junge Mann wollte sagen „begleiten“, aber aus dem Unterbewußtsein kam ihm zu „Bewußtsein“, daß sein Vorhaben eine Beleidigung für das junge Mädchen darstellt, und das ergab die Wortneubildung oder wie man vulgär sagt, das Versprechen „begleitend“. Ein anderes Beispiel für die Kräfte des Unterbewußtseins bietet uns folgender Fall. Bei einem Festessen bat ein Angefahrener die Teilnehmer, auf das Wohl des Fabrikbesitzers „aufzutinken“. Er wollte das nur als ein einfaches Versprechen darstellen, aber der innere Grund war die feindselige Einstellung gegen den wegen seiner Härte unbeliebten Chef. So ließen sich noch zahlreiche Beispiele für die Tätigkeit des Unterbewußtseins anführen.

Frei wirken sich aber die Triebe im Traum aus. Eine Erforschung der Träume durch die Psychoanalyse gab uns ausgezeichnete Einblicke in das tiefere Seelenleben, auf die hier nicht näher eingegangen werden kann. Soviel sei nur über das Wesen der Träume gesagt, daß sie meistens Wünsche des Individuums darstellen, die im Leben nicht erfüllt werden können, und sie also einen Ersatz für entgangene Lust bilden. Deshalb sagt ein griechischer Philosoph, die Guten begnügen sich, von dem zu träumen, was die Bösen wirklich tun. Freud kommt in seinem Buch „Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse“, das während des Krieges erschien, durch seine eingehende Kenntnis des unbewußten Seelenlebens zu dem Schluß, daß es niemals einer Handvoll gewissenloser Verführer und Streber möglich gewesen wäre, diesen Krieg zu entfachen, wenn die Millionen von Geführten nicht mitschuldig wären durch ihre unbewußte psychische Einstellung.

Nachdem wir uns etwas mit dem medizinischen Material beschäftigt haben, das die Psychoanalyse verwendet, wollen wir noch kurz von den Krankheiten sprechen, auf die sie Anwendung findet. Ihr Hauptgebiet sind die sogenannten psychischen oder nervösen Leiden, wie die Hysterie, Zwangsneurosen und einige andere auf keine nachweisbaren körperlichen Veränderungen beruhenden seelischen Erkrankungen. Es ergab sich nun, daß diese Leiden aus der Unmöglichkeit des Patienten, sich in die gegebenen Verhältnisse einzufügen, bedingt waren. Es kam also zu einem Konflikt der Triebe mit der feindlichen Umwelt, in dem der Kranke unterlegen ist, und die nicht gelungene Verdrängung äußert sich dann als nervöses Leiden. In anderen Fällen, besonders bei Frauen aus dem sogenannten guten Bürgerum, das noch auf „Sitte und Anstand“ hält, kommt es häufig durch Anforderungen, die das eheliche Leben an sie stellt und die so himmelweit von den Träumereien der Mädchenzeit entfernt sind, zu psychischen Traumen, das heißt seelischen Verletzungen.

In den letzten Jahren hat sich nun die Psychoanalyse nicht mehr allein auf ihr Ausgangsgebiet, die Medizin, beschränkt, sondern sich der Erforschung anderer Gebiete zugewandt. Hierher gehören besonders die Völkerpsychologie, die Volkssitten und Gebräuche. Freud hat festgestellt, daß bei vielen Neurotikern dieselben Erscheinungen auftreten, die wir bei den kulturell tiefstehenden Australnegern beobachten, und daß also unsere hohe Kultur nur eine gelungene Verdrängung, also Ueberwindung und Verbannung, der jetzt als minderwertig betrachteten Triebe in das Unbewußte ist.

Die Anwendung der Psychoanalyse auf die Geisteswissenschaften gewährt uns ungeahnte Einblicke in deren innere Zusammenhänge mit der unendlichen Seele. Durch sie wird es uns möglich, objektiv und voraussetzungslos allen sogenannten göttlichen Befehlen und Geboten nachzuforschen und sie als das zu erkennen, was sie sind, Bestrebungen der Menschen, ihre auf Lustgewinn gerichteten Triebe dem Zwange der Umwelt unterzuordnen.

Deshalb dürfte es von Interesse sein, hier kurz zu untersuchen, welche Erkenntnisse der Psychoanalyse wir für den Sozialismus verwenden können. Karl Marx hat in seiner materialistischen Geschichtsauffassung die Neuerungen der menschlichen Psyche (Seele) als in erster Linie durch die ökonomischen Verhältnisse bedingt angesehen. Durch die Psychoanalyse kommen wir aber zu der Erkenntnis, daß die primären Einwirkungen auf die menschliche Seele von den Urtrieben, dem Selbsterhaltungstrieb und dem Sexualtrieb ausgehen und erst in zweiter Linie die Umwelt, d. h. die ökonomischen Verhältnisse auf sie einwirken. Es gibt deshalb auch keine freien Handlungen des Menschen, sondern alles ist determiniert, d. h. durch das tiefere Triebleben vorher bestimmt. Wir müssen deshalb die sogenannte bürgerliche Moral nicht allein wegen ihrer Schöpfer ablehnen, sondern nachdem wir sie als eine mißlungene Verdrängung erkannt haben, wegen ihrer Naturwidrigkeit bekämpfen. Tafsache für ihre Schädlichkeit sind die vielen Neurotiker, denen wir begegnen. Deshalb sagt auch Freud: „Die Psychoanalyse tritt nicht für die konventionelle Sittlichkeit ein. Das, was die Gesellschaft Sittlichkeit nennt, kostet mehr Opfer, als es wert ist, und ihr Verfahren beruht weder auf Wahrheit, noch auf Klugheit.“ Wir Sozialisten können deshalb die heutige Gesellschaft nur als ein Gebilde betrachten, das auf innerer Unwahrheit, das auf einer absichtlichen Verkennung der Voraussetzungen beruht, und müssen deshalb eine Gesellschaftsordnung erstreben, die durch Erkenntnis der menschlichen Gesamtriebe diese bewußt beherrscht und leitet. Für uns liegt alles Gesehene im Menschen und nichts außer ihm. Bis zum Durchdringen der sozialistischen Gesellschaftsordnung müssen wir uns deshalb von dem Sage leiten lassen: „Alles verstehen heißt alles verzeihen.“ Die Psychoanalyse wird uns eine Mittämperin und Helferin sein in unserem Suchen nach den psychologischen Grundlagen des Sozialismus, die von der ersten eminenten Bedeutung wie keine ökonomischen sind.

**Der Geruch des Menschen.** Unser Riechvermögen ist bekanntlich viel schwächer als das vieler Tiere. Das Wild wittert den Jäger auf weite Entfernung. Der Hund ist ein ausgesprochenes Nasentier, er unterscheidet die Menschen viel mehr mit der Nase als mit den Augen. Auch die höheren Affen haben ein viel ausgebildeteres Geruchsorgan als der Mensch. Wir merken nur wenig von den Gerüchen, welche durch gewisse Absonderungen der Hautdrüsen bei Gemütsbewegungen entstehen. Der Geruch, der bei freudiger Ueberraschung entsteht, ist ein ganz anderer als der Geruch, den der Körper infolge von Furcht oder Schreck ausströmt. Die Menschenrassen haben ihre eigentümlichen Gerüche und Düfte, aber nicht alle Menschen vermögen sie wahrzunehmen, wenn sie nicht gerade in Häufung auftreten, etwa bei Menschenansammlungen im geschlossenen Raum. Die charakteristischen Riechzellen in den Nasenhäuten anderer Wirbeltiere sind beim Menschen nur noch rudimentär vorhanden. Beim Embryo sind sie noch festzustellen, aber später verlieren sie sich. Der Mensch ist eben infolge seines aufrechten Ganges zum Augentier geworden. Je mehr der Gesichtssinn an Wichtigkeit gewinnt, desto mehr ist der Geruchssinn zurückgegangen. Die Natur hat ein Sparsamkeitsprinzip; sobald eine Funktion mehr oder minder überflüssig wird, weil eine andere ihre Leistung übernimmt, geht sie von selbst zurück. So ist ja auch, nachdem die Hände Organe zum Greifen geworden sind, die frühere Greiffunktion der Kiefer zurückgegangen. Die Kiefer wurden kürzer, die Zähne kleiner und näher aneinander gerückt, und sie zeigen vielfach Entartungsmerkmale.

**Das Salz in unserer Nahrung.** Das Kochsalz ist der einzige Körper, den wir direkt aus dem Mineralreiche für unsere Ernährung verwenden. Die Salzversorgung ist deshalb oftmals eine schwierige Aufgabe, und wo man auf das Salz aus dem Meere angewiesen ist, geraten die im Innern eines Landes lebenden Stämme oft geradezu in Abhängigkeit von den Küstenbewohnern, weil diese über das Salz verfügen. Die Salzfrage hat daher vielfach schon blutige Kämpfe hervorgerufen. Merkwürdig ist, daß der Salzbedarf der Völker recht verschieden sein kann. Die rein vegetarisch lebenden Völker sind stets auf Salz sehr gierig. So genießen die Malayen, die sonst keine Salzliebhaber sind, doch den Reis trotz seines hohen Natriumgehaltes lieber mit Salz. Fleischessende Völker dagegen können ganz ohne Salz auskommen, wie dies bei den südamerikanischen Gaucho und bei sibirischen Volksstämmen wiederholt festgestellt wurde. Der natürliche Fleischsaft enthält Kochsalz in einer zwar geringen, aber ausreichenden Menge, das gleiche gilt vom Blute, das von den fleischessenden Naturvölkern sehr geschätzt wird. Unter den Tieren gilt die gleiche Regel. Fleischesser machen sich nichts aus Salz, während Pflanzenfresser Salzlake gierig annehmen. Das entblutete Fleisch, aus dem der Kulturmensch seine Nahrung nimmt, ist kochsalzarm, es bedarf deshalb erst eines Salzzusatzes, doch nicht zuviel. Der gesunde Mensch, der über normale Nieren verfügt, entleert sich einer überschüssigen Salzmenge leicht, in dessen liegt die Verführung einer starken Wasserzufuhr, um das Salz herauszuspielen, immer nahe, und das sollte der körperlich arbeitende oder gar sportlich tätige Mensch, dessen Nieren bereits genügend beansprucht sind, vermeiden.

## Völkerkunde

**Reinlichkeit und Schmutz.** Es gibt Völker, die ganz besonders reinlich sind, kesser gesagt, die in dem Ruße stehen, äußerst reinlich zu sein. Zu diesen gehören beispielsweise die Japaner. Freilich wird man hinter die Reinlichkeit ein kleines Fragezeichen setzen, wenn man hört, daß oftmals zwölf oder zwanzig Menschen hintereinander das Wasser derselben Badewanne benutzen. Dagegen gibt es Völker, wie die Buren, die aus Mangel an Wasser sich auf die Reinigung der sichtbaren Hautstellen, Gesicht und Hände, beschränken. Wir haben diese Gepflogenheit bekanntlich auch bei uns zu Lande nicht selten, und zwar nicht infolge Wassermangels, sondern einfach infolge schlechter Wohnverhältnisse. Eskimos, Vapen, Jakuten und andere Polarvölker waschen sich überhaupt nicht, dazu ist es da oben zu kalt. Aber auch in den Tropen wühlen sich Mensch und Tier, wie unsere Wildschweine, im Morast, um dadurch einen Schutz gegen Insektenstiche zu erlangen. Trotzdem sind diese Leute kerngesund und schreiben ihrer „Dreck- und Spedtschicht“ geradezu konservierende Kraft zu. Das reine Wasser schwächt, eine Auffassung, die übrigens schon bei Homer sich findet, wenn die wärme- und kraftraubende Wirkung eines längeren Schwimmens im kalten Meere erwähnt wird. Auch in unserer Kulturmenscheit finden wir viele bleichsüchtige und tränkliche Leute, die täglich Bollbäder nehmen oder leidenschaftliche Anhänger der Kaltwasserbehandlung sind. Damit soll aber nicht dem Schmutz das Wort geredet werden; man darf die Frage nur nicht nach einem einseitigen Schema behandeln.

**Der Ausruf der Trauerstille.** Auf der ganzen Erde ist es üblich, beim Tode eines Anverwandten oder Stammesgenossen in Kleidung und Lebensweise bestimmte Änderungen eintreten zu lassen. Man verläßt vielfach das Haus oder die Stätte, wo der Todesfall eintrat, man bemalt sich Körper und Gesicht oder legt Kleider von ungewöhnlichen Farben an, man vermeidet die Teilnahme an Vergnügungen und Festlichkeiten, man spricht wenig mit anderen und sucht sich von geselligem Verkehr nach Möglichkeit fernzuhalten. Häufig wechselt man sogar die tägliche Beschäftigung

oder läßt sie wohl auch eine Zeitlang ganz ruhen. All diese Trauersitten, von denen manches ja auch noch unter uns fortlebt, haben keinen andern Zweck als den, die Hinterbliebenen dem Gesichtskreis des Toten oder seines Geistes zu entziehen und sie so gegen seine Nachstellungen zu schützen, sie sollen der Seele „die ewige Ruhe“ geben, d. h. sie veranlassen, die Lebenden möglichst in Ruhe zu lassen. Man verändert sein Aussehen und seine Lebensweise, um sich für den Totengeist unkenntlich zu machen; er wird doch nicht in dem mit Pflaster weiß bemalten Schwarzen oder dem in schwarze Trauerkleider kostümierten Weißen seine Stammesverwandten wiedererkennen, nicht an einem unruhigen Orte oder bei einer Beschäftigung, die sie sonst nicht auszuüben pflegten, nach ihnen suchen. Er wird sie nicht finden, wenn sie still umherschleichen und nicht bei Festen und Geselligkeiten anzutreffen sind, die sie sonst nur zu gern mitzumachen pflegen. Der Geist des Toten wird vielleicht sogar merken, daß sie gerade auf ihn solch besondere Rücksicht nehmen, und sich dafür auch seinerseits durch rücksichtsvolles Benehmen erkenntlich zeigen. So berechtigt und natürlich auch solche Gebräuche bei primitiven Völkern erscheinen, die noch an ein Weiterleben der Totenseelen glauben, so sehr sie auch bei sozial gebundenen Völkern, wie den Ostasiaten, zu verstehen sind, bei denen der Tod eines Mitgliedes der Gesellschaft eine fühlbare Lücke in den Gesellschaftsverband reißt, deren psychische Nachwirkungen durch Beobachten der konventionell erstarrten Trauerzeremonien ausgeglichen werden müssen, so sonderbar und deplaciert wirken sie bei den individualistisch organisierten europäischen Völkern, denen sowohl die Totenvorstellungen der Primitiven wie die sozialen Konsequenzen eines Todesfalles bei kollektivistischen Kulturvölkern verloren gegangen sind.

## Technik

**Meerschamgruben.** Estischehr, eine Stadt von über 30 000 Einwohnern in Kleinasien, ist bekannt durch seine Meerschamfabrikation. Die Meerschamgruben befinden sich einige Stunden entfernt von der Stadt. Eine Anzahl von Schächten 0,40 x 0,75 Meter sind in Abständen von kaum 12 Metern durch die harte Tonerde bis zu einer Tiefe von 40 bis 60 Metern in den Erdboden eingebracht, ohne jede Zimmerung und Sicherheitsmaßregeln. In Löchern, die rechts und links an den Längsflächen in dem harten Ton der Wände angebracht sind, stemmt man abwechselnd Ellbogen und Füße und kühlt so nach Art der Schornsteinfeger auf und ab. In einer Tiefe von etwa 50 Metern erreichen die Schächte eine Schicht von plastischem roten Ton, in welchem das Magnesiumsilikat in größeren und kleineren feisenartigen Knospen lagert. Diese ergeben nach künstlicher Trocknung und Ablochen in Wachs den marktfähigen Meerscham, der in Kisten verpackt, nach Qualitäten sortiert, nach Europa geschickt wird. Nach einer Schätzung im Jahre 1914 betrug die jährliche Ausfuhr gegen 400 000 Mark. B. H.

## Bayerisch-völkisch.



Waschl, Franzos, wann i den Sauyreiß damit ärgeru kann, vakaaf i dir mei ganzes Baktaland!